

**Die finanzielle und soziale Armut der Angestellten.  
Figurationen der Erwerbsarmut zwischen Proletariat und Bürgertum bei  
Hermann Ungar, Martin Kessel und Hans Fallada**

Kristina Lahl  
Universität zu Köln

Darstellungen der Erwerbsarmut sind in der deutschen Literatur spätestens seit dem 19. Jahrhundert weit verbreitet, prominente Beispiele stellen etwa Georg Büchners *Woyzeck* als schockierende gesellschaftliche Analyse des Teufelskreises aus Armut, Erniedrigung und Unterdrückung des Paupers sowie Gerhart Hauptmanns *Die Weber* als desillusionierende Darstellung der Ausbeutung des Proletariats dar. In den 20er und 30er Jahren gerät eine neue soziale Schicht in den Fokus der Aufmerksamkeit, die in zahlreichen sozialen Studien<sup>1</sup> und literarisch, nun vorrangig nicht mehr in der Form des sozialen Dramas, sondern im Genre des neusachlichen Romans, aufgegriffen und beleuchtet wird: die Angestellten. Das plötzliche große Interesse an dieser sehr heterogenen Berufsgruppe hat seine Gründe. Siegfried Kracauer konstatiert in seiner viel beachteten soziologischen Abhandlung *Die Angestellten* aus dem Jahre 1929 einen rapiden Zuwachs der Angestellten nach dem Ersten Weltkrieg:

Die Gründe für die ungeheure Vermehrung [...] sind im wesentlichen an die Strukturwandlungen der Wirtschaft geknüpft. Die Entwicklung zum modernen Großbetrieb bei gleichzeitiger Veränderung seiner Organisationsform; das Anschwellen des Verteilungsapparates; die Ausdehnung der Sozialversicherung und der großen Verbände, die das

---

<sup>1</sup> Scherer bietet eine Übersicht über die wichtigsten soziologischen Studien zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Angestellten. Neben den prominentesten von Emil Lederer, Siegfried Kracauer und Hans Speier nennt er weitere von Hans Horbart, Otto Süssengut, Rudolf Jobst, Carl Sreyfuss, Emma Sträter und Manfred Dittrich. (Vgl. Scherer 2005, 185)

Kollektivleben zahlreicher Gruppen regeln [...]. Daß gerade so viele Frauen in die Angestelltenberufe geströmt sind, läßt sich noch im besonderen aus der Erhöhung des Frauenüberschusses, den wirtschaftlichen Folgen von Krieg und Inflation und dem Bedürfnis der neuen Frauengeneration nach wirtschaftlicher Selbständigkeit erklären. (Kracauer 1930, 15f.)

Problematischer als die Analyse dessen, was zur Entstehung der Angestelltenkultur der modernen Großstadt geführt hat, ist die Frage, was einen Angestellten ausmacht. Kocka liefert eine Definition, indem er insbesondere versucht, die Angestellten von den Arbeitern zu differenzieren. Er nennt als wichtigste Merkmale die nicht-körperliche Arbeit fern von den eigentlichen Produktionsstätten im Büro einer Bank, der Verwaltung oder dem Handel. Sie bekommen ein Gehalt und keinen Lohn, während sie in einem Arbeitsumfeld tätig sind, das weniger laut und sauberer ist als das der Arbeiter. Des Weiteren verdienen sie mehr, genießen mehr Arbeitssicherheit und ihnen werde mehr soziale Anerkennung entgegengebracht. (Vgl. Kocka 1981, 7f.) Jedoch fügt er hinzu, dass die ‚ungelöste Grundfrage der Angestelltensoziologie‘ darin bestehe, eindeutig zu klären, wo sich die Schnittstelle zwischen Arbeitern und Angestellten befinde, was letztere als Gruppierung zusammenhalte und aus welchen gesellschaftlichen Strukturen sich die Unterschiede und die mit ihnen einhergehenden sozialen, kulturellen und politischen Besonderheiten ergeben. (Vgl. ebd., 8)

Es ist kaum erstaunlich, dass eine gesellschaftliche Masse, die solchermaßen schwierig zu definieren ist, auch zu sehr unterschiedlichen ästhetischen Transformationen der Fiktionalisierung im Rahmen des Genres des Angestelltenromans geführt hat. Zu den bekanntesten und in der Literaturwissenschaft am ausführlichsten diskutierten Romanen dieser Gattung gehören zumeist Texte von Autoren aus dem linken politischen Spektrum, die eine sozialkritische oder politische Aussage beinhalten.<sup>2</sup> Diese changiert jedoch sehr stark, die Romane sind sowohl in der Wahl ihres Personals wie auch in ihrem Gestus äußerst heterogen: Behandelt

---

<sup>2</sup> Zu den bedeutendsten Angestelltenromanen der 20er und 30er Jahre zählen neben den hier im Detail verhandelten die folgenden Romane, wobei mit dieser Aufzählung keine Vollständigkeit suggeriert werden soll und auch die Grenze zwischen Angestellten und Kleinbürgern verwischt: Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* und *Gilgi. Eine von uns*; Erich Kästners *Fabian*; Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*; Lion Feuchtwangers *Erfolg*; Oskar Maria Graf's *Anton Sittlinger*; Rudolf Braunes *Das Mädchen an der Orga Privat*; Albert Klaus' *Die Hungernden*; Christa Anita Brücks *Schicksale hinter Schreibmaschinen*; Wilhelm Speyers *Ich geh aus und du bleibst da*.

werden Bankangestellte, VerkäuferInnen, StenotypistInnen und VertreterInnen zahlreicher weiterer beruflicher Nischen der Angestelltenkultur, die jeweils ein ihnen eigenes berufliches Umfeld haben, in mehr oder weniger direktem Kontakt zu ihren Chefs stehen, deren Tätigkeit verschiedene Grade an Mechanisierung aufweist etc., was jeweils Einfluss auf die Wahrnehmung des Berufsalltags der Protagonisten, ihre Bedrohung durch Erniedrigung, Arbeitslosigkeit und Armut sowie ihr soziales Netzwerk hat. Zudem ist der sozialkritische Fokus der Romane breit geschichtet, indem einerseits das gesellschaftliche System und die Ausbeutung der Angestellten angeprangert wird, andererseits der Angestellte aber auch negativ als der paradigmatische Mitläufer und Wegbereiter des Nationalsozialismus dargestellt wird. Als gegensätzliche Pole können in dieser Hinsicht Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* und Oskar Maria Grafts *Anton Sittinger* gelten, indem der erstere Roman durch die Integrität und den unverschuldeten Abstieg der Hauptfigur eine Identifikation und das Mitleid des Lesers antizipiert, während in letzterem Text der kleinbürgerliche Angestellte als widerlicher, skrupelloser Opportunist erscheint.

Angesichts dieser Heterogenität der Romane ist es schwierig, ‚den‘ Angestelltenroman der Weimarer Republik auf knappem Raum zu analysieren. Im folgenden soll der Fokus dementsprechend auch lediglich auf drei Romanen liegen, auf Hermann Ungars *Die Verstümmelten*, Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* und Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko*, die jeweils sowohl in ihrer Thematik als auch in ihrem narrativen Stil äußerst unterschiedlich sind und somit ein gewisses Spektrum der zahlreichen Facetten des Angestelltenromans abdecken. Gemein ist ihnen, dass sie jeweils Geschichten des Scheiterns darstellen. Im Vordergrund der Analyse stehen die Figurationen der prekären Stellung des Angestellten zwischen Proletariat und Bürgertum, durch die er den problematischen Arbeits- und Lebensbedingungen in der modernen Großstadt, der Vermassung der Gesellschaft, der Existenzängste und der Maschinerisierung des Menschen kein individuelles oder kollektives Selbst- bzw. Klassenbewusstsein entgegenzusetzen hat. Die Determination der Figuren durch ihre Herkunft und ihren beruflichen Stand, die sich auch auf ihr Privatleben ausdehnt und sich vor allen Dingen durch die drohende oder bestehende Armut ergibt, hängt hiermit eng zusammen. Die Protagonisten der drei Romane verlieren jeweils im Laufe der Handlung ihre Anstellung, das Umschlagen

des ‚Angestelltenromans‘ in einen ‚Arbeitslosenroman‘ ist in dem Genre nicht unüblich (vgl. Scherer 2005, 197). Ihre prekäre Lage ergibt sich jedoch nicht erst nach der Kündigung, sondern ist bereits zuvor präsent. Das Gehalt nahe am Existenzminimum, die mangelnde berufliche und persönliche Verwirklichung, die absolute Unterordnung, die routinierte, rationalisierte Arbeit sowie die mangelnde Solidarität unter den Kollegen und innerhalb der sozialen Schicht zermürben die Protagonisten im Laufe der Handlung und führen in eine Spirale der Armut, der mit Resignation, Wut oder Sarkasmus begegnet wird. Aufgrund der Kürze dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, den drei Romanen in ihrer Gänze gerecht zu werden und die zahlreichen Facetten der Auseinandersetzung mit der Armut der Angestellten aufzudecken.<sup>3</sup> Die Untersuchung konzentriert sich daher auf den Aspekt der Selbstverortung des Angestellten zwischen Proletariat und Bürgertum, indem die gesellschaftliche Zwischenstellung des Angestellten nicht nur einer der in den Romanen meist thematisierten Komplexe ist, sondern auch einen Großteil der Voraussetzungen für die finanzielle Armut sowie die mit ihr einhergehenden gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen und Identitätsproblematiken der Figuren darstellt. In dieser problematischen Situation der Angestellten liegt auch das Potential der politischen und sozialkritischen Aussage der Romane:

Der Angestellte eignet sich aufgrund dieser Veränderungen und unter Vernachlässigung der arbeits- und versicherungsrechtlichen Definitionsmächte, die ihn bürokratisch produzieren, zum Paradebeispiel des modernistischen Diskurses, er wird zum ungesicherten und bindungslosen Individuum par excellence, das sich weder durch Klassensolidarität noch durch nationale Loyalitäten oder die Autonomiebehauptungen des Künstlers gegen die Zumutungen der Alltäglichkeit, der Routine und der generellen Ersetzbarkeit versichern kann. (Stüssel 2004, 183)

Insbesondere anhand der Rezeption des Erfolgsromans *Kleiner Mann – was nun?* von Hans Fallada zeigt sich ein Phänomen, das literaturwissenschaftlich allgemein problematisch ist, am Beispiel des Angestelltenromans jedoch vor allen Dingen aufgrund der zahlreichen zeitgenössischen soziologischen Studien zum

---

<sup>3</sup> Insbesondere Martin Kessels Roman *Herrn Brechers Fiasko* ist äußerst komplex. In der Forschung ist eine eingehende Untersuchung von „Kessels aphoristisch organisierte Romansatire, die ein mehr oder weniger vollständiges Panorama aller Topoi des Genre [des Angestelltenromans] inszeniert“ (Scherer 2005, 193) bislang noch ein Desiderat.

Themenkomplex gehäuft auftritt: Es handelt sich hierbei um die Annahme, Literatur liefere ein realistisches Abbild einer sozialen oder kulturellen Wirklichkeit und könne somit valide Aussagen über den ‚Alltag, wie er tatsächlich gewesen ist‘ liefern und an ihrem Realitätsgehalt gemessen werden. Hans Falladas Text wurde häufig unter diesen Prämissen gelesen und sowohl positive wie negative Urteile stützen sich nicht selten auf die Einschätzung, ob der Roman nun realistisch oder nicht sei.<sup>4</sup> Kerstin Stüssel verweist, wenn auch nicht konkret im Bezug auf Fallada, auf die Unzulänglichkeit dieser Deutungsansätze, indem sie konstatiert, dass es sich bei der Darstellung des Alltags in Angestelltenromanen keineswegs um eine realistische Schilderung alltäglicher Situationen handelt, sondern um „unalltägliche Auseinandersetzungen um die Restbestände von Metaphysik in der Moderne, um Hermeneutik, Geschlechtertypologien und um den Angestellten als Repräsentanten einer substanzlosen, dezentrierten Gegenwart.“ (Stüssel 2004, 180) Anhand der Darstellung der sozialen Situation der Angestellten als eigene gesellschaftliche Schicht, in den fiktionalen Figurationen der Erwerbsarmut und Ausbeutung können daher Strukturzusammenhänge einer Gesellschaftsanalyse aufgedeckt werden, welche in engem Zusammenhang stehen mit Modellen der Individualität, der politischen Radikalisierung, Abgrenzungs- und Identitätskonzepten sowie Strategien des Überlebens in der modernen, kapitalistischen Gesellschaft. Somit geht es hier auch nicht um eine Analyse der tatsächlichen Situation der Angestellten in den 20er und 30er Jahren, die aus den Romanen abgeleitet werden könnte, sondern um die fiktionale Adaption einer sozialen Schicht, die paradigmatisch für die Entwicklungen der modernen Großstadt erscheint. Dadurch erhalten die Romane auch eine politische Dimension, deren Zeitdiagnose über den unmittelbaren Alltag der ‚Angestelltenkultur‘ hinausgeht und das Problem der sozialen Desorientierung des modernen Individuums und seiner Bedrohung durch Armut und Ausschluss aus der am Konsum ausgerichteten Gesellschaft zum virulenten Problem stilisiert.

---

<sup>4</sup> Vgl. zur zeitgenössischen Rezeption von *Kleiner Mann – was nun?*, die vor allen Dingen die Unmittelbarkeit und den Realismus des Romans hervorhebt und damit den Erfolg des Textes erklärt Prümm 1995, 258.

Das am häufigsten von der Forschung hervorgehobene Charakteristikum der Angestellten ist ihre soziale Stellung zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum.<sup>5</sup> Zumeist wird hierbei konstatiert, dass sich das Selbstverständnis des Angestellten vor allen Dingen ex negativo aus der Abgrenzung vom Proletariat ergibt, wobei ein Standesdünkel beobachtet wird, der sich aus der vermeintlich besseren finanziellen Lage, der höheren Bildung und der nicht-körperlichen, ‚sauberen‘ Arbeit ergibt. Gleichzeitig jedoch gehört der Angestellte auch dem Bürgertum nicht an, allenfalls als ‚Kleinbürger‘;<sup>6</sup> wobei hier die Trennlinie von den Protagonisten der Romane nicht so scharf gezogen wird; die prekäre finanzielle Lage und der Zwang zur devoten Unterordnung markieren im mangelnden Selbstbewusstsein der Angestellten die Distanz zum Bürgertum, während Bildung und die Hoffnung auf einen möglichen, jedoch sehr unwahrscheinlichen Aufstieg eine ideelle Nähe zum höheren gesellschaftlichen Stand aufrechterhält. Diese soziale Zwischenstellung, so wurde in der Forschung bemerkt, reduziert die Masse der Angestellten zu einer primär auf die neuen modernen Konsumgüter ausgerichteten Gruppierung ohne inneren Zusammenhalt und Identität, die auch zu einem mangelnden Solidaritätsgefühl und der Unfähigkeit zu politischer Organisation und Verbesserung der eigenen Lage führt. Aspekte des Angestelltendaseins sind seine

Ort- und Merkmallosigkeit, Distinktions- und Affirmationskalküle innerhalb einer sozialen Formation, die sich durch symbolische Abgrenzung zu variablen Sequenzen ungesicherter Schichtzugehörigkeit konstituiert, aber nur bedingt verfestigt, dementsprechend Statusprobleme hat und einen permanenten Kampf um Anerkennung durch Aufmerksamkeits- bzw. Attraktivitätspolitik bei stets drohender Gefahr des Abstiegs ohne Klassenbewußtsein führen muß. (Scherer 2005, 189f.)

---

<sup>5</sup> Bereits Siegfried Kracauer macht im Detail auf diesen Aspekt aufmerksam. Zum einen thematisiert er die Ähnlichkeit der Situation zwischen Proletariat und Angestellten, wobei letztere kaum noch zum Bürgertum gezählt werden können: „Ueber das Quantum der Sklaverei hier und dort läßt sich streiten, aber die Proletarisierung der Angestellten ist nicht zu bezweifeln. Jedenfalls gelten für breite, im Angestelltenverhältnis befindliche Schichten ähnliche soziale Bedingungen wie für das eigentliche Proletariat.“ (Kracauer 1930, 17) Gleichzeitig verweist Kracauer jedoch auf den Dünkel, den die Angestellten gegenüber dem Proletariat noch besäßen, wodurch eine Kluft zwischen beiden gesellschaftlichen Schichten entstehe (vgl. ebd., 25). Die Konsequenz hieraus sei eine neue Gruppe junger Beschäftigter, die sich aus ihren alten Herkunftsschichten gelöst, jedoch noch keinen neuen inneren Zusammenhalt gefunden haben: „Das junge Volk, das in den breiten Schichten zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum aufwächst, paßt sich mehr oder weniger leicht dem Betrieb an. Viele lassen sich unwissend treiben und machen mit, ohne noch zu ahnen, daß sie eigentlich gar nicht dazugehören.“ (Ebd., 89)

<sup>6</sup> Vgl. den Artikel Jordans im Aufsatzband über Kleinbürger (Jordan 2001).

Die soziale Zwischenstellung des kleinen Angestellten, der einer niedrigen sozialen Schicht entstammt und sich von der proletarischen Herkunft zu distanzieren versucht, dabei jedoch keinen Halt und keine Zugehörigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft findet, illustriert Hermann Ungar anhand seines Protagonisten Franz Polzer in seinem Erstlingsroman *Die Verstümmelten*. Polzer entstammt einer Krämerfamilie, erhält jedoch durch den Vater seines Jugendfreundes Zugang zu höherer Bildung. Nach der schweren Erkrankung des Freundes und der Einstellung der finanziellen Zuwendung bleibt er als kleiner Bankangestellter 17 Jahre lang in einer eintönigen, kaum Möglichkeit zum Aufstieg bietenden Anstellung bei einer Bank gefangen, die ihn seelisch zermüht und schließlich unfähig zur sozialen Interaktion macht:

In der Bank wurde er in kurzem ein anderer. Alles zerfloß an seiner Tätigkeit. Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit, die unausweichliche Gewißheit des nächsten Tages zerstörten ihn. Er ging auf in Tätigkeiten, die seine Zeit zerlegten. In diesen siebzehn Jahren kam er kaum je unter Menschen. So wurde er unsicher, wenn er einmal etwas anderes tun sollte, als er zu tun gewöhnt war. Hatte er mit Fremden zu sprechen, fielen ihm die Worte plötzlich nicht ein, die er sagen sollte. Immer hatte er das Gefühl, daß seine Kleidung nicht entspreche, ihm nicht passe und ihn lächerlich mache. Die geringste Unregelmäßigkeit verwirrte ihn. (Ungar 2001, 23).

Inbesondere in der Kleidungs- und Körperneurose Polzers äußert sich auch sein Versuch, seine proletarische Herkunft, die für ihn mit dem mit Inzucht, Brutalität und Armut verbundenen Elternhaus eng verbunden ist, zu lösen, der jedoch misslingt. Erinnerungen an seinen Vater sind mit dessen Körperlichkeit, die Polzer geerbt hat, verbunden, mit seinen Arbeiterhänden und der behaarten Brust, die bei ihm Ekel und Scham auslösen. Polzer ist ständig darum besorgt, dass man ihm seine Herkunft ansehen könne, er wünscht sich, in der bürgerlichen Sphäre der Stadt Prag, in die er aus der dörflichen Enge geflohen ist, aufzugehen:

Er wollte nicht mehr, als aus gutem Hause sein. Lange später noch errötete er, wenn man ihn des näheren über seine Abkunft fragte, und antwortete ausweichend. Manchmal log er und sagte, sein Vater sei Gymnasiallehrer gewesen oder Richter. [...] Im nächsten Augenblick schon fühlte er den prüfenden Blick des Fragenden an seinem Anzug

herabgleiten und wurde sich der Dürftigkeit seines Äußeren schmachvoll bewußt. (Ungar 2001, 89)

Seine schlecht bezahlte Anstellung in der Bank erlaubt es ihm nicht, sich gutbürgerlich zu kleiden, mehr als einmal wird er auf der Straße oder bei Ausflügen aufgrund seines altmodischen Hutes oder seiner schadhafte Hose offen ausgelacht. Doch es ist nicht nur die finanzielle Situation, die ihn als Außenseiter in der bürgerlichen Gesellschaft markiert, sondern eine Unglücksspirale aus Herkunftsneurose, seelischer Zerrüttung und Minderwertigkeitsgefühlen im Beruf, die sich auch auf sein Sozialleben auswirkt und ihn zum Opfer seiner Vermieterin und Bekannten macht, sowie mangelnder Solidarität unter seinen Arbeitskollegen. Als Polzer durch Glück an einen neuen Anzug gerät, wird er zunächst als Bürgerlicher behandelt und ihm steht sogar ein beruflicher Aufstieg bevor. Unfähig, sich nach 17 Jahren der Erniedrigung in diese neue Situation zu fügen, wird er durch sein Verhalten bald als ‚Hochstapler‘ entlarvt und beschämt, wobei er auch seine Anstellung aufgeben muss. Ungar entwirft mit der Figur des Franz Polzer ein desillusionierendes Bild des kleinen Angestellten, der als Ausgestoßener zwischen den sozialen Schichten aufgerieben wird. Die verhasste proletarischer Herkunft wird von ihm vehement verleugnet, was auch zu einem Selbsthass führt. Da seine Herkunft jedoch als ein integraler Bestandteil seiner Identität fungiert, kann er sich aber nicht von ihr lösen, weshalb er keinen Eingang in die bürgerliche Gesellschaft findet, die ihn, je mehr er versucht, sich in ihr zu assimilieren, desto vehementer abstößt.

Auch bei Martin Kessel erscheint in seinem Roman *Herrn Brechers Fiasko* die Angestelltenkultur als eine eigene soziale Schicht zwischen Proletariat und Bürgertum, jedoch ohne wahren inneren Zusammenhalt. Das Büro der UVAG, der fiktiven ‚Universalen Vermittlungs-Actien-Gesellschaft‘, in dem sich weite Teile des Romans abspielen, erweist sich als Sammelbecken verschiedener sozialer Schichten: Hier arbeiten gescheiterte Akademiker, gefallene Bürgertöchter und aufsteigende Proletarierkinder nebeneinander, mit ihren jeweils von ihrer Herkunft determinierten unterschiedlichen Motivationen, Zielsetzungen und Verhaltensweisen, alle jedoch den gleichen Regeln des Büroalltags unterworfen. Die unsichere berufliche und finanzielle Lage, die Langeweile der routinierten Arbeit und die drohende Erniedrigung durch den Chef vereinen sie, jedoch erweisen sich diese Bande nicht so stark wie die

vielbeschworene Solidarität des Proletariats und das bürgerliche Selbstbewusstsein; identitätsstiftend können sie nicht wirken. Etwa in der Mitte des Romans widmet sich der Erzähler in zwei Kapiteln der Herkunft und dem Elternhaus zweier weiblicher Angestellte: Mucki Schöps, die nach dem Tod ihres Vaters, eines Chirurgen, mit ihrer an den bürgerlichen Grundsätzen festhaltenden Mutter aus einer Grunewaldvilla in ein Hinterhaus in der Dahlmannstraße ziehen musste, und Lisa Frieske, die der Enge ihres Elternhauses, Mutter und Stiefvater „einfach Leute, Proletarier, die von ihrer Hände Arbeit leben, kaum länger als eine Woche vorausrechnend“ (Kessel 2001: 202), durch einen unermüdlichen Arbeitseifer als Sekretärin und der Hoffnung auf eine aussichtsreiche Hochzeit zu entkommen versucht. An diesen beiden kontrafaktischen und dennoch in prägnanten Punkten analogen Kapitel wird deutlich, wie ähnlich die unmittelbare Lebenssituation der beiden unterschiedlichen Figuren ist und wie verschieden doch auf diese Situation durch die beiden jungen Frauen reagiert wird, jeweils determiniert durch ihre soziale Herkunft. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass sich beide losgesagt haben von der sozialen Schicht, in der sie aufgewachsen sind und zu Hause nur noch auf wenig Verständnis für ihr Leben und ihre Entscheidungen hoffen können. Die Trennung zwischen Proletariat und Bürgertum ist, selbst wenn das letztere seine finanziellen Mittel verloren hat, überdeutlich. Zwischen Frau Geheimrat Schöps, Muckis Mutter, und Schilhaneks, Lisas Familie gibt es trotz der ähnlichen Lebenssituation keine Verbindungspunkte:

Obwohl beide täglich vor dem Nichts, jene als Proletarisierte, sie, die Schilhaneken, als Proletarierin, blieb eine Kluft zwischen beiden, und des Alt-Schilhanek politischer Scharfsinn behielt hier recht mit der leuchtenden Auges abgesandten Herausforderung: Wenn diese Leute soweit sind, kein Geld mehr zu haben, haben sie immer noch mehr, als wir je verdienen. (Kessel 2001, 215).

Das Klassenbewusstsein ist in der älteren Generation stark vorhanden, Lisas Stiefvater ist Kommunist und schimpft auf die feinen Herren, Frau Geheimrat Schöps ist bedacht darauf, ihre bürgerliche Persönlichkeit und ihre Umgangsformen nicht in Grunewald zurückzulassen. Die Armut, der beide Familien ausgesetzt sind, wird hierdurch in gewissem Maße kompensiert, da die eigene Verortung innerhalb der

Gesellschaft konfliktfrei verläuft. Anders verhält es sich mit den Töchtern, die entweder, wie Lisa Frieske, aus eigenem Willen zum gesellschaftlichen Aufstieg streben oder aber, wie Mucki Schöps, gezwungenermaßen eine Anstellung suchen. Beide lösen sich hierdurch von dem Elternhaus und dem Zusammenhalt einer von alt her definierten gesellschaftlichen Schicht. Insbesondere Lisa ist darauf erpicht, sich vom Proletariat loszusagen: „Nein, sie selbst tat auch nicht unrecht im Versuch, dem Stigma ihrer Herkunft zu entrinnen. Sie behandelte ihre Familie ebenso großzügig und zurückhaltend wie den Portier Baumann. Sie ging hindurch, mit einem Panzer von Illusionen und Plänen gewappnet.“ (Kessel 2001, 218). Obwohl die Mütter von Lisa und Mucki das aktive Berufsleben ihrer Töchter befürworten, findet eine Entfremdung innerhalb der Familien statt, die zu gegenseitigen Missverständnissen führt: „Sie kommt nicht nach Hause, das Kind, so spät erst, und man kann’s nicht verstehen, was sie tut, höchstens glauben.“ (Kessel 2001, 210). Hierin äußert sich nicht nur ein einfacher Generationenkonflikt, sondern Phänomene eines grundsätzlichen Wandels der gesellschaftlichen Struktur. Durch das rapide Anwachsen des Angestelltensektors entsteht eine neue gesellschaftliche Klasse, die zwischen dem Bürgertum und dem Proletariat steht, sich von ihrer alten Herkunft gelöst hat, jedoch keinen gemeinsamen Zusammenhalt aufweist. Mucki Schöps und Lisa Frieske stehen in einem Konkurrenzkampf, der, obwohl beide sich von der gesellschaftlichen Schicht ihrer Eltern gelöst haben, von ihrer Herkunft gezeichnet ist. Dabei hat die Aufsteigerin Lisa Frieske das härtere Los gezogen; ihre mangelnde Bildung<sup>7</sup> und das erst zu erarbeitende Selbstbewusstsein in Bezug auf ihre beruflichen und weiblichen Vorzüge machen sie der sorglosen, attraktiven Mucki unterlegen.

Der Erzähler in Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* charakterisiert die Angestellten als „soziologische[] Kategorie derer, von denen das Sprichwort sagt: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel – wobei allerdings unter Leben ein etwas luxuriöseres Gefilde verstanden sein will, denn einfach zu leben hatten sie.“ (Kessel 2001, 11). Hans Fallada dagegen erzählt in *Kleiner Mann – was nun?* die Geschichte eines Angestellten, der dieses wenige zum Leben verliert, zunächst, indem er trotz Anstellung nicht genug verdient, um seine Familie zu ernähren und schließlich, indem er durch die Unbarmherzigkeit seiner Arbeitskollegen und Vorgesetzten arbeitslos

---

<sup>7</sup> Zur unterschiedlichen Bildung von Mucki und Lisa vgl. Scheunemann 2088, 77ff.

wird. In dieser Situation äußert sich die Problematik der gesellschaftlichen Zwischenstellung in besonderem Maße. Bereits zu Beginn des Romans wird der Protagonist Pinneberg von seinem zukünftigen Schwiegervater, einem Arbeiter, darüber aufgeklärt, warum den Angestellten ihre Überstunden nicht bezahlt werden: „Weil ihr nicht organisiert seid, ihr Angestellten [...]. Weil kein Zusammenhang ist bei euch, keine Solidarität. Darum machen sie mit euch, was sie wollen.“ (Fallada 1975, 19). Pinneberg selbst konstatiert einen Unterschied zwischen der proletarischen Familie seiner Freundin und seiner eigenen Situation als Angestellter, der nicht nur finanziell bedingt ist, sondern sich in einem anderen sozialen und individuellen Bewusstsein äußert, der oft als Dünkel beschrieben worden ist. Auf den Vorwurf des Schwiegervaters in spe, die Angestellten ließen sich ausbeuten und fungierten als Streikbrecher, erwidert Pinneberg: „Es geht doch nicht nur ums Geld [...]. Wir denken doch auch anders als die meisten Arbeiter, wir haben doch andere Bedürfnisse...“ (Fallada 1975, 20.) Auch Lämmchen, die als Verkäuferin arbeitet, teilt diese Ansicht. Sie fühlt sich selbst ihrer Familie sozial nicht mehr zugehörig und erhofft durch die Hochzeit mit Pinneberg einen gesellschaftlichen Aufstieg, der sie aus der Armut und Enge ihres Elternhauses befreit. Nach der ersten Nacht, die Lämmchen und Pinneberg bei den Eltern verbringen, um ihnen die Nachricht vom erwarteten Kind und der geplanten Hochzeit zu unterbreiten, tauchen diese in dem Roman nicht mehr auf. Auch in den Zeiten der schlimmsten Not kommen die jungen Eheleute nicht auf die Idee, im Rückhalt der Familie Unterstützung zu finden, der ohnehin unwahrscheinlich ist, wie aus dem Verhalten vor allen Dingen des Vaters und des Bruders von Lämmchen ersichtlich wird. Durch die Heirat mit einem Angestellten hat sich die Tochter aus dem Proletariat losgesagt, die Solidarität der Familie geht nicht über die sozialen Grenzen hinaus. Die Vorstellung und das Ziel des neuen Lebens, wie es sich Pinneberg und Lämmchen ausmalen, ist eng gebunden an finanzielle Unabhängigkeit und die Möglichkeit zum Konsum. In dem Roman ist die Rede viel vom Geld, präzise Auflistungen der Ein- und Ausnahmen finden sich an mehreren Stellen des Textes (vgl. auch Unger 2004, 352). Dabei übersteigen die Ausgaben trotz allen guten Vorsätzen dauerhaft die Einnahmen, nicht zuletzt auch deshalb, weil unnötige Luxusanschaffungen getätigt werden. Insbesondere Pinneberg, der im Verlaufe des Romans zunehmend an Minderwertigkeitskomplexen leidet, da es

ihm nicht möglich ist, seine kleine Familie zu ernähren und sich die Genderkonventionen schließlich gar umdrehen, indem Lämmchen am Ende des Romans die einzige ist, die durch Gelegenheitsarbeiten etwas verdienen kann, kann nicht widerstehen, seiner Frau ein unnötiges Luxusgeschenk zu machen. Für eine Frisier-toilette gibt er 125 Mark aus, obwohl für Neuanschaffungen pro Monat lediglich acht Mark zur Verfügung stehen und diese für weitaus wichtigere Gebrauchsgegenstände dringend gebraucht werden. Doch der Konsum ist wichtig in der gesellschaftlichen Schicht der Angestellten, er vermittelt Pinneberg ein Selbstwertgefühl, durch das er das mangelnde Klassenbewusstsein und die nicht vorhandene Solidarität unter Schicksalsgenossen kompensiert: „Handeln scheint nur als sinnlos denkbar – oder als letzter Versuch, das Private zu retten; die Alternative zur Verzweiflungstat ist die Inszenierung von Normalität.“ (Jordan 2001, 240.) Die enge Bindung der gesellschaftlichen Schicht der Angestellten an den Konsum ist bereits öfter konstatiert worden. Stegmann hebt dies sogar als das charakteristischste Merkmal der Angestelltenkultur hervor: „Eine eigenständige Angestelltenkultur hat es in der Weimarer Republik nicht gegeben. [...] Die Masse der männlichen wie weiblichen Angestellten waren jedoch Konsumenten der sich herausbildenden Massenkultur, die vollends seit 1924 vor allem Leitbilder der amerikanischen Freizeit- und Alltagskultur übernommen hatte.“ (Stegmann 2008) Auch Martin Kessel entwirft im ersten Kapitel des Romans *Herrn Brechers Fiasko* das Bild der modernen Großstadt Berlin, in welcher der enge Zusammenhang zwischen Arbeitsplatz im Büro und Konsum- bzw. Unterhaltungskultur zur Entmündigung und Unfreiheit des Menschen beiträgt. Die Ausbeutung am Tage wird kompensiert durch das Vergnügen am Abend, das jedoch die finanzielle Abhängigkeit zusätzlich zementiert; dadurch wird der Angestellte zunehmend fremdbestimmt, das Individuelle wird einer höheren Macht unterworfen und selbst in der Freizeit ist der Mensch den sozialen und ökonomischen Aspekten der Gesellschaft untergeordnet, die mit den Mechanismen der Arbeit einhergehen (vgl. Spies 1995, 236). Der Angestellte wird hierdurch zu einem Triebwerk der modernen Gesellschaft, in der er aufgerieben wird:

Alles ist unterwegs. Wer sich frühmorgens pünktlich im Gebäude seiner Firma eingefunden hat, wird nun wieder – nach einem funktionellen Verdauungsprozeß, der den Menschen zur bloßen Arbeitskraft degradiert und deren Bestes sich zunutze gemacht hat – auf die Straße gesetzt und

seinem Privatschicksal überlassen. Die eine Organisation entläßt, die andere empfängt, aus der Arbeitskraft wird ein Fahrgast oder ein Fußgänger. Diesen wiederum öffnen sich Kinos und Restaurants, und jedes Stadium fordert seinen Tribut. (Kessel 2001, 7)

Der Konsum erscheint als eine Möglichkeit, welche die Leere des sozialen Lebens und den Leistungsdruck am Arbeitsplatz erträglicher und verständlicher macht. Er erscheint in Falladas *Kleiner Mann – was nun?* auch als einzige Möglichkeit, sich selbst etwas Gutes zu tun bzw. sich gut zu fühlen, denn ein Sozialleben oder gar Freunde haben Lämmchen und Pinneberg nicht. Die einzigen Bekannten, die Pinneberg hat, sind seine Kollegen in der Arbeit und das Verhältnis zwischen ihnen ist von Konkurrenz, Neid, Intrigen oder zumindest Unverständnis gekennzeichnet. Er fühlt sich auch zunehmend als Fremdkörper in der Belegschaft eines Modegeschäfts in Berlin, da er, obwohl er ein guter Verkäufer ist, dem Leistungsdruck nicht mehr standhalten kann und somit von der Arbeitslosigkeit bedroht ist. Unger hat herausgearbeitet, inwiefern sich Pinneberg, selbst als er noch eine Anstellung hat, sich anderen Arbeitslosen näher fühlt als den Kollegen: „Die Angst vor Arbeitslosigkeit wird [...] allmählich zu einem Bestandteil von Pinnebergs Identität; die Möglichkeit, arbeitslos zu werden, erscheint im Roman geradezu als ein Charakteristikum der Existenzweise des abhängig beschäftigten Angestellten.“ (Unger 2004, 357). Dies bedeutet jedoch nicht, dass Pinneberg hier eine Gruppierung findet, der er sich zugehörig fühlen kann. Dies wird am Ende des Romans deutlich, als er ablehnt, mit anderen Bewohnern der Laubenkolonie Holz zu stehlen. Sein bürgerliches Bewusstsein hält ihn davon ab. Schließlich gehört er, vor allen Dingen aufgrund seiner unpolitischen Haltung und seiner moralisch-bürgerlichen Haltung nirgendwo dazu, obwohl er alles außer seiner Frau und seinem Sohn verloren hat:

Die Zurückgebliebenen aber, die Ärmsten, die Härtesten und die Mutigsten, fühlten sich irgendwie zusammengehörig: sie waren entweder Kommunisten oder Nazis, und so gab es ewig Krach und Schlägerei. Pinneberg hatte sich noch immer weder für das eine noch für das andere entscheiden können, er hatte gemeint, am leichtesten würde es sein, so durchzuschlüpfen, aber manchmal schien gerade das am schwersten. (Fallada 1975, 320.)

Wünsch thematisiert als Begründung für den Erfolg von Falladas Roman, dass dieser „[d]ie dezidierte Entpolitisierung des absteigenden Kleinbürgertums, die Harmonisierung und Idyllisierung der Familie als Raum des Rückzugs und der totalen Geborgenheit, die Aufrechterhaltung eines – sozial gesehen – bürgerlichen Wert- und Normensystems, die „Anständigkeit“ um jeden Preis“ abfeiere. (Wünsch 2011, 199). Diese Faktoren vor allen Dingen der bürgerlichen Moral- und Familienvorstellungen sind durchaus im Roman enthalten und sind prägende Momente in Pinnebergs Verhalten, allerdings lässt sich durchaus in Frage stellen, dass diese Aspekte schließlich zu einer Geborgenheit führen und dass diese im Roman propagiert wird. Vielmehr ist Pinneberg eine scheiternde Gestalt, die nirgendwo dazugehört und von der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Der Roman endet damit, dass Pinneberg arbeitslos ist, illegal wohnt und ihm schließlich von der Polizei das Benutzen des Bürgersteigs verwehrt wird. Das bürgerliche Bewusstsein, das ihn vom Proletariat getrennt hat, wird durch diese symbolische Geste ad absurdum geführt. Auch das Happy End in der romantischen Verklärung der Liebe ist hierdurch gebrochen: „In der Schlußzene, in der kalten Nacht am Rande der Stadt, überfällt Lämmchen, die auf ihren Mann wartet, eine Ahnung, daß auch die Zweisamkeit eine Illusion, daß jeder auf sich selbst zurückgeworfen ist und die Gefühle des andern nicht erreichen.“ (Prümm 1995, 271)

Im Gegensatz zur Darstellung der Erwerbsarmut etwa im sozialen Drama des späten 19. und frühen 20. Jahrhundert findet in den 20er und 30er Jahren somit eine neue soziale Schicht Eingang in die Texte, die vor allen Dingen dadurch charakterisiert ist, dass sie keinerlei homogene Strukturen aufweist, sondern zwischen alteingesessenen sozialen Schichten oszilliert, ohne ein eigenes Klassenbewusstsein und innere Solidarität zu entwickeln. Aus diesem Grunde trifft zum einen die Armut umso härter, da eine eigene Selbstverortung des Individuums im modernen, auf Konsum ausgerichteten gesellschaftlichen System auf die Frage, was man besitzt, ausgerichtet ist, zum anderen aber macht es aufgrund des fehlenden Kollektivs die Möglichkeit zum Widerstand gegen Ausbeutung und Unterdrückung gänzlich zunichte. Diese Identitätslosigkeit der Angestellten wurde in der Forschung häufig mit ihrer Affinität für die Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Propaganda in Verbindung gebracht:

Politisch traditionslos, im Gefüge der Weimarer Republik oft ohne Orientierung, aber mit einem Gefühl des Absinkens, suchen die Angestellten nach Identität. Nationalistische Propaganda, die ständisch-romantische Formel, klassenkampffeindliche und zugleich ‚antikapitalistische‘ Phrasen wecken Hoffnung auf Geltung und Prestige in einer ständischen, von nationalen Werten dominierten Gesellschaft. (Jordan 2001, 231)

Die hier behandelten Romane zeigen, dass diese Entwicklung nicht zwangsläufig vollzogen wird. Auch politisch halten sich die Protagonisten der drei Romane von Ungar, Kessel und Fallada bedeckt, sie bewegen sich aus unterschiedlichen Gründen (mögen diese Angst, intellektuelle Reflektion oder moralische Integrität sein) auch hier zwischen verschiedenen Gruppierungen etwa der Nationalsozialisten und der Kommunisten. Dieser Aspekt trägt in den Romanen zusätzlich zu ihrem Scheitern bei, da sie keine ideologische Begründung oder Kompensation für ihre desaströse Situation finden. Dies bedeutet nicht, dass die Romane unpolitisch sind, sie zeichnen vielmehr durch die Darstellung der finanziellen wie sozialen Armut ein desillusionierendes Bild der modernen Gesellschaft, die durch ihre kapitalistische und kosumororientierte Struktur Identitäten auflöst ohne neue Möglichkeiten der Orientierung und des sozialen Halts zu bieten.

## Bibliographie

- Jordan, Christa. 2001. Wir stellen doch was vor – Angestelltenleben und dessen Spiegelung in der Prosa am Ende der Weimarer Republik. In *Kleinbürger. Zur Kulturgeschichte des begrenzten Bewußtseins*. Hrsg. von Thomas Althaus. Tübingen: Attempto, 221-246.
- Fallada, Hans. 1975. Kleiner Mann – was nun? Köln: Lingen. (Zuerst erschienen bei Berlin: rowohlt 1932.)
- Kessel, Martin 2001. Herrn Brechers Fiasko. Frankfurt a.M.: Schöffling. (Zuerst erschienen bei Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1932.)
- Kocka, Jürgen. 1981. *Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kracauer, Siegfried. 1930. *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Societäts-Druckerei.

- Prümm, Karl. 1995. Exzessive Nähe und Kinoblick. Alltagswahrnehmung in Hans Falladas Roman „Kleiner Mann – was nun?. In *Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik*. Hrsg. von Sabina Becker und Christoph Weiß. Stuttgart/Weimar: Metzler, 255-272.
- Scherer, Stefan. 2005. Stell Dich an! Literarische Transformationen des Angestelltenromans (1930-1959). In *Modern Times? German Literature and Arts Beyond Political Chronologies. Kontinuitäten der Kultur: 1925-1955*. Hrsg. von Gustav Frank, Rachel Palfreyman, und Stefan Scherer. Bielefeld: Aisthesis, 185-210.
- Scheunemann, Carla. 2008. *Die weiblichen Angestellten in der Literatur der Weimarer Republik am Beispiel von Irmgard Keuns Gilgi – eine von uns und Martin Kessels Herrn Brechers Fiasko*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller.
- Spies, Bernhard. 1995. Die Angestellten, die Großstadt und einige „Interna des Bewußtseins“. Martin Kessels Roman „Herrn Brechers Fiasko“. In *Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik*. Hrsg. von Sabina Becker und Christoph Weiß. Stuttgart/Weimar: Metzler, 235-254.
- Stegmann, Dirk. 2008. *Angestelltenkultur in der Weimarer Republik*. In *Die Kultur der zwanziger Jahre*. Hrsg. von Werner Faulstich. München: Wilhelm Fink 2008, 21-40.
- Stüssel, Kerstin 2004. In *Vertretung. Literarische Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Ungar, Hermann 2001: *Die Verstümmelten*. In Ungar, Hermann: *Sämtliche Werke in drei Bänden. Band 1: Romane*. Hrsg. von Dieter Sudhoff. Oldenburg: Igel Verlag. (Zuerst erschienen bei Berlin: rowohlt 1923.)
- Unger, Thorsten. 2004. *Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wünsch, Marianne. 2011. Der Kleinbürger“ in der erzählenden Literatur um 1930. In *Hans Fallada. Autor und Werk im Literatursystem der Moderne*. Hrsg. von Patricia Fritsch-Lange und Lutz Hagestedt. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 189-200.